

Separatum aus:

B|||E
SONDERHEFT

BREVITAS 1



Friedrich Michael Dimpel / Silvan Wagner (Hrsg.)

Prägnantes Erzählen

Publiziert im Dezember 2019.

Die »Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung« (BmE) werden herausgegeben von PD Dr. Anja Becker (München) und Prof. Dr. Albrecht Hausmann (Oldenburg). Sie erscheinen online im BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg unter der Creative Commons Lizenz [CC BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/).

Die BmE Sonderhefte »Brevitas« sind das Publikationsorgan der »Gesellschaft zur Erforschung vormoderner Kleinelpeik – Brevitas«. Sie werden herausgegeben vom Vorstand (PD Dr. Silvan Wagner, Patrizia Barton, Prof. Dr. Friedrich Michael Dimpel, Dr. Mareike von Müller, Dr. Nina Nowakowski, Lydia Merten) unter Mitwirkung des [wissenschaftlichen Beirates](#). Die inhaltliche und redaktionelle Verantwortung für das einzelne Sonderheft liegt bei den jeweiligen Heftherausgebern.

<http://brevitas.org/> – <http://www.erzaehlforschung.de>
ISSN 2568-9967

Zitiervorschlag für diesen Beitrag:

Mühlherr, Anna: Nüsse und Hasenbraten. Prägnante Dinge in Mären, in: Dimpel, Friedrich Michael/Wagner, Silvan. (Hrsg.): Prägnantes Erzählen, Oldenburg 2019 (Brevitas 1 – BmE Sonderheft), S. 351–382 (online).

Anna Mühlherr

Nüsse und Hasenbraten Prägnante Dinge in Mären

Abstract. Das ›Dingsymbol‹ ist novellentheoretisch längst unter Druck geraten. Dennoch sollte man nicht mit einer engstirnig ausgelegten ›Falkentheorie‹ zugleich die Prototypik der entsprechenden Novelle Boccaccios in Abrede stellen. An zwei mittelhochdeutschen Mären (›Ritter mit den Nüssen‹, ›Hasenbraten‹), die mit Dec. V,9 die Überblendung von Alimentärem und Sexuellem gemeinsam haben, wird bezogen auf die Frage nach der Prägnanz der Texte dafür argumentiert, dass das intellektuelle Vergnügen an der durch die Textur angestoßenen Sinnauffächerung prinzipiell die Fokussierung auf die in den Mären zentral gesetzten Dinge voraussetzt. Das erste der Mären wird als Musterfall von Prägnanz profiliert, das zweite als Grenzfall.

Hans-Joachim Ziegeler zugeeignet

Bekanntlich hat Paul Heyse seine in der Einleitung zu einer repräsentativen Sammlung von Novellen entfaltete und rege rezipierte ›Novellentheorie‹ am Beispiel von Boccaccios Novelle ›Federigho degli Alberighi und sein Falke‹ (Decameron, V,9) entwickelt; er gibt der schreibenden Zunft seiner Zeit des »vielbrüchigen modernen Kulturlebens« den Ratschlag, es

könnte [...] nicht schaden, wenn der Erzähler auch bei dem innerlichsten oder reichsten Stoff sich zuerst fragen wollte, wo ›der Falke‹ sei, das Spezifische, das diese Geschichte von tausend anderen unterscheidet (Heyse 1871, S. XX).

Und bekanntlich wurde in der Rezeption der Reflexionen Heyses auf die Kunst der Novelle schnell vom ›Dingsymbol‹ gesprochen, das eine Novelle auszeichne. Heyse selbst greift später in seinen ›Jugenderinnerungen und Bekenntnissen‹ den sich in der Rezeption seiner Überlegungen formenden

Ausdruck »Falkentheorie« (Heyse 1912, S. 72) auf und weist – kurz gesagt – darauf hin, dass der Falke bildhaft dafür zu nehmen sei, worauf es bei einer Novelle ankomme, indem er seinen schon in der Einleitung zum Novellenband gebrauchten Ausdruck, eine Novelle sei durch eine »starke Silhouette« (Heyse 1871, S. XIX) charakterisiert, verdeutlichend aufnimmt: Man müsse sich als Autor einer Novelle nämlich fragen,

ob die zu erzählende kleine Geschichte eine starke, deutliche Silhouette habe, deren Umriß, in wenigen Worten vorgetragen, schon einen charakteristischen Eindruck mache, wie der Inhalt jener Geschichte des Decamerone vom ›Falken‹ in fünf Zeilen berichtet sich dem Gedächtnis tief einprägt (Heyse 1912, S. 72).

Burghard Damerau hat die Geschichte der Rezeption Heyses und dessen Reaktion darauf in einem Aufsatz mit dem Obertitel ›Prägnante Sujets‹ kurz und bündig nachgezeichnet, um mit guten Gründen gegen die Vorstellung anzugehen, Heyse habe Novellenkunst an das Vorhandensein eines Dinges mit einer »wichtige[n] Rolle« knüpfen wollen. »Im Kontext«, so Damerau, »wird [...] deutlich, dass das Wort vom Falken nicht buchstäblich als Bezeichnung für ein Ding wie einen Topf, eine Treppe, einen Bleistift oder ein Amulett zu verstehen ist, sondern im übertragenen Sinne: Das Wort vom Falken ist bei Heyse ein Bild, eine Synekdoche, für das prägnante Sujet einer Novelle« (Damerau 2000, S. 99).

Doch auch wenn Damerau das Dinghafte des Falken in seiner Bedeutsamkeit zu Recht auf der Ebene der Theoriebildung abweist, lässt sich doch als Tatsache festhalten, dass die entsprechenden Überlegungen bis heute in Publikationen zur Theorie der Novelle mitgeführt und diskutiert werden. Zwar ist es längst Handbuchwissen, dass Boccaccios Novelle »weder für das ›Decameron‹ noch für die alteuropäische Novelle typisch ist« (Schlaffer 1997, S. 254); dennoch ist sie bezogen auf eine bestimmte Ausprägung dieses Erzählens prototypisch in dem Sinne, dass der Falke als Element dieser Novelle exemplarisch für Elemente dieser Art auch in anderen Erzählungen stehen kann, in denen einem Ding oder auch einem Tier – auf der Ebene des Plots und hinsichtlich möglicher Sinnbildungsoptionen –

eine zentrale Funktion beizumessen ist. Gegen Damerau, der in der Sache auf einer begrifflichen Ebene Recht hat – denn in der Tat ist ein symbolisch aufgeladenes Ding »weder eine notwendige noch eine hinreichende Bedingung« (Damerau 2000, S. 98) für eine gute Novelle –, wäre doch daran festzuhalten, dass Heyse mit der Suggestionskraft des ›Silhouetten‹-Bildes etwas Dinglich-Gestalthaftes unterschwellig auszeichnet (und damit eigentlich, wie vielleicht zu sagen wäre, novellistisches Erzählen mit einem zentral platzierten Ding wiederum im theoretisierenden Text sogar performativ vorführt, ohne dass er behaupten würde, dass dies die einzige optimale Ausformung solchen Erzählens sei). Heyses Griff nach der Novelle Dec. V,9 als Prototyp lässt sich für das vormoderne novellistische Erzählen jedenfalls mit dem Befund korrelieren, dass in der handschriftlichen Überlieferung kleine Dinge oder Lebewesen oft auch in der Überschrift genannt werden. Selbstverständlich könnte man einwenden, dass bei den vielen Erzählungen – die sich in ermüdender Wiederkehr um Ehebruch, listige Frauen, sexuelle Naivität und nicht so vieles mehr drehen – diese kleinen Dinge eben auch ohnehin stoffgeschichtlich oft zur Identifikation einzelner Geschichten nahelägen, ohne dass dem eine tiefergehende Bedeutung beizumessen wäre. Doch lassen sich diesem Einwand Fälle entgegenhalten, in welchen in der Verserzählung selbst explizit – und mit der impliziten Anweisung, hieraus Sinn zu generieren – Dingliches als Titel der Erzählung festgelegt wird, so etwa gegen Ende des Textes im ›Schlegel‹ und ganz am Ende des ›Rädleins‹.¹

In Boccacios Novelle Dec. V,9² führt bekanntlich die mehrfache Belegung des Falken mit ›lebensentscheidenden‹ Funktionen eine Katastrophe herbei; die neu entstandene Situation wird dann aber doch produktiv in neues Lebensglück überführt: Ein Ritter, der fast sein ganzes Vermögen in vergeblicher Werbung um die Liebe einer Frau aufgebraucht hat, setzt seiner Angebeteten das Kostbarste, was er hat – nämlich einen Falken –, als sorgfältig zubereitete Speise vor, als sie – was er freilich nicht ahnt – bei ihm mit dem Anliegen vorsprechen will, er möge ihrem schwer erkrankten Sohn

eben diesen Falken schenken, damit der Junge – der den Falken sehnlichst begehre – wieder gesund werden könne. Der Knabe stirbt; seine Mutter, die sein Erbe verwaltet hat und dann zu seiner Erbin wird, heiratet den Ritter.

Schon diese Inhaltsangabe zeigt die Mehrfachcodierung des Falken als zentrales Merkmal dieser Erzählung. Dies sei nun etwas genauer dargelegt: Der Falke ist – formal gesehen, d.h. ohne literarische Traditionen einzukalkulieren – in seiner Intaktheit als lebender Vogel Objekt des Begehrens (der Junge kann, so sagt er der Mutter, nur gesunden, wenn er den Falken geschenkt bekommt) und zugleich als getöteter Vogel Objekt des Verzehrs (die Mutter isst den Falken auf; ihr Appetit steht im Dienst einer basalen Körperfunktion der Einverleibung). Nimmt man noch das Sachwissen hinzu, dass Falken als Jagdvögel eingesetzt werden und stellt man ebenfalls sehr allgemein die Konvertibilität von ›ars venandi‹ und ›ars amandi‹ in Rechnung, dann hat der Ritter schließlich doch noch seine Jagd (sein Liebeswerben) erfolgreich unter Einsatz seines Jagdvogels abgeschlossen – nur in sehr ungewöhnlicher Form, nämlich in einer Form, in welcher der Jagdvogel getötet und der Jagderfolg nicht dem Ritter zurechenbar ist, sondern im Gegenteil der ›erbeuteten‹ Frau, die sein Handeln bewertet und ihn dafür belohnt. So ist aber wiederum der Falke als Köder zu bezeichnen, mit dem der Ritter die Frau doch noch gewinnt. Es sind ihre leibliche Präsenz (sie hat ihren ursprünglichen Plan verworfen, eine Botin mit der Bitte um den Falken zu ihm zu senden) und die mit ihrer Präsenz gesetzten ›Anforderungen‹, auf die der Ritter nicht anders antworten konnte als ihr sein Kostbarstes zum Verzehr vorzusetzen. Man kann die Großherzigkeit der trauernden Mutter loben, mit der sie den Ritter schließlich dafür belohnt, ihr sein Liebstes, den Falken, geopfert zu haben. Man kann aber auch die tödliche Konsequenz herausstellen, mit der der Ritter um die Liebe der Frau geworben hat. Der Falke als der kostbarste Besitz des Ritters und der Junge als das Liebste der Mutter stehen in paradigmatischer Beziehung; ausgelöst durch das Begehren des Jungen nach dem Falken und erst recht

unter der Voraussetzung seines Todes kommt der Ritter zum Ziel seines Werbens.

Wenn die Brauchbarkeit des Prägnanzbegriffs zur Sondierung von Qualitäten vormoderner Kurzerzählungen erprobt werden soll, kann der Blick auf die auffällige Häufigkeit semiotisch aufgeladener und in den entsprechenden Erzählungen auch präzise eingesetzter Dinge in ›handlicher‹ Größe und Tiere von eher kleiner Statur nicht fehlen. Selbstverständlich soll damit – noch einmal gesagt – nicht behauptet werden, dass es sich dabei um eine Norm oder auch nur ein untrügliches Qualitätszeichen von Erzählungen dieser Art handle. Doch lässt sich immerhin konstatieren, dass sich viele dieser Erzählstücke an kleinen Dingen und Tieren auszukristallisieren scheinen in der Weise, dass man in Lektüren von diesen kleinen Entitäten her eine Mehrzahl von Sinnbildungsmöglichkeiten in enger Nachbarschaft (nämlich jeweils von funktionalen Bestimmungen der kleinen Dinge oder Lebewesen ausgehend) bündeln kann. Vorläufig seien Erzählungen, die diese Eigenschaften aufweisen, als prägnant bezeichnet in dem Sinne, dass kleine, kompakte Entitäten sowohl handlungstechnisch wie auch diskursologisch Überlegungen in unterschiedliche Richtungen anstoßen können, wobei die damit aufgrund der Vielfalt mögliche Perplexion zum Anlass wird, diese Vielfalt strukturiert mit Blick auf ambiguitätsbasierte oder Mehrschichtigkeit kommunizierende Schaltstellen wahrzunehmen. Herausgestellt als Träger von Prägnanz in solchen Erzählungen wären also, was die räumlichen Ausmaße angeht, kleine Dinge, die ›viel zu denken veranlassen‹, wobei die erzeugte Vielheit nicht Chaos oder beliebiges Nebeneinander bzw. Nacheinander meint, sondern strukturierte Komplexion.³

Im Folgenden werden zwei mittelhochdeutsche Mären, die mit Boccaccios Novelle die handlungstechnische Funktion von Dingen als Nahrungsmitteln, aber auch deren Funktion bzw. Auslegbarkeit als Objekte des Begehrens gemeinsam haben, auf ihr Potential im eben umrissenen Sinne hin analysiert. Vorweg sei gesagt, dass sie im Unterschied zu Boccaccio das

höfische Milieu, das auch sie in Szene setzen, mal in gemäßigter, mal in derberer Form komisieren. Für beide Erzählungen gilt, dass die männlichen Protagonisten, beide *ritter*, zu Beginn der Geschichte auf Jagd ausreiten, wodurch ihre Standeszugehörigkeit zeichenhaft in Handlung umgesetzt wird. Doch steckt in diesem Handlungselement schon ein komisierendes Moment, denn die jeweiligen Protagonisten der Mären sind, was das erjagte Wild angeht, nicht besonders erfolgreich (einer bringt Nüsse nach Hause, der andere immerhin zwei Hasen) – und beide werden sie von ihren Ehefrauen dann auch noch zum Narren gehalten. Die zwei Mären sind von mir so ausgewählt, dass sie eine Spannweite von Möglichkeiten abdecken, was den Aspekt evidenter Kohärenz angeht. Während ›Der Ritter mit den Nüssen‹ (Ausgabe Ridder/Ziegeler 2020 Nr. 66)⁴ nach traditionellen Kriterien eine relativ kohärente Erzählung ist, die dem linguistischen Quaestio-Modell⁵ gut entsprechen würde, gilt dies kaum für die Erzählung von den zwei Hasenbraten; in einschlägigen Editionen lautet der Titel unter Nennung des im Märe ganz am Ende genannten Autors ›Der Vriolsheimer: Der Hasenbraten‹ (Ausgabe Ridder/Ziegeler 2020, Nr. 54).⁶ Schon diese Dissonanz zwischen dem heute üblichen Titel und der Anzahl der Hasenbraten in der Erzählung lässt ahnen, dass diese Erzählung möglicherweise schwerer zu ›fassen‹ ist. Durchmustert man dieses Märe nach linguistischen Kriterien von Kohäsion und Kohärenz, zeigen sich Vagheiten und regelrechte Unklarheiten an mehreren Stellen. Das sind auf den ersten Blick nicht die besten Voraussetzungen für eine Bezeichnung eines Textes als prägnant. Dennoch werde ich mit Blick auf die semiotische Mehrfachbelegung der Hasenbraten und auf Irritationsmomente, die darauf abzielen, Sinnbildung je noch einmal anders zu versuchen, vorschlagen, dem Text eine eigentümliche Ausformung von Prägnanz zuzuerkennen.

Zum Schluss werde ich die eingangs formulierten Überlegungen zum Stellenwert von prägnanzverdächtigen kleinen Dingen in kürzeren Erzählungen in einen etwas umfassenderen Vorschlag zum Gebrauch des Begriffs ›Prägnanz‹ einordnen. Ziel ist es einen Vorschlag zu formulieren, wie der

vielschichtige und vielseitig verwendete Begriff selbstverständlich nicht ausschließlich, aber doch auch ›von den Dingen her‹ operabel gemacht werden könnte.

›Der Ritter mit den Nüssen‹ ist – ich sehe von Promythion und teilweise vorhandenen Epimythien der Überlieferungen zunächst einmal ab; auf diese komme ich später zurück – eine stringent gefügte Erzählung, die in ihrer Handlungsführung kaum erstaunt, insofern ein in der Märenwelt gängiger Plot vorliegt: Die Ehefrau und ihr Liebhaber werden vom überraschend nach Hause kommenden Ehemann überrascht. Es kann jetzt nur darum gehen, wie das dadurch entstandene Problem gelöst wird. Bezogen auf die Frage nach der Prägnanz der Erzählung, von der hier unterstellt wird, dass sie sich mit Blick auf das Dingliche – hier: auf die Nüsse – erschließen lässt, wird es darum gehen, die ›glatte Oberfläche‹ der Ehebruchburleske mit Tiefenbohrungen anzureichern, die in ihrer Summe eine strukturiert-komplexe Sinnfülle ergeben. Die Unterstellung kann sich in diesem Fall zunächst darauf berufen, dass die Nuss zu den gängigsten Metaphern für hermeneutische Vorgänge gehört (Spitz 1972, S. 61–67). Doch ist bei diesem Märe die Aufforderung, unter der Oberfläche des Literalsinns dieser Erzählung weitere Sinnebenen zu entdecken, ihrerseits wieder ›verhüllt‹ dadurch, dass man angesichts der Vielzahl von Nüssen und ihrer handlungstechnischen Einbettung nicht so ohne Weiteres an die hermeneutische Metaphorik denken müsste. Erst auf Umwegen – so meine These – ergibt sich die Erkenntnis, dass sich die Erzählung in den Nüssen spiegelt, indem die hermeneutische Metapher auf der literalen Ebene pluralisiert wird. Sofern diese Reflexionsbewegung mit Blick auf das Zusammenspiel von Momenten dieses Textes probabilisiert werden kann, wäre der Text prägnant in dem Sinne, dass sich unscheinbare Handlungsrequisiten im Durchgang durch die von der Textur angestoßenen Sinngenerierungsmöglichkeiten als semiotisch mehrfach aufgeladen herausstellen.

Das Märe vom ›Ritter mit den Nüssen‹ erzählt im Kern davon, wie eine gewitzte Frau ihren überraschend nach Hause zurückgekehrten Mann austrickst, sodass schließlich ihr Liebhaber unbemerkt vom Ehemann entkommen kann. Schaut man auf die Funktion der Nüsse in diesem Zusammenhang, lässt sich leicht feststellen, dass ihre handlungstechnische Funktion eher zweitrangig ist. Denn die Frau könnte ihre List im Prinzip auch ohne die Nüsse durchführen. Es ist eine List, wie sie sich ähnlich auch in Heinrich Kaufringers ›Chorherr und Schusterin‹ findet (Ausgabe Sappler 1972, Nr. 9). Im Kern geht es darum, dass die Frau dem Ehemann die Wahrheit und nichts als die Wahrheit sagt: ›Es befindet sich ein vorzüglicher Ritter in meinem Bett, schau mal nach, er liegt hinter dem Vorhang.‹⁷ Das kann der Ehemann nicht glauben, er hält sie für nicht ganz gescheit im Kopf und meint, sie habe giftige Kräuter gegessen. Ihr hartnäckiges Insistieren auf der Wahrheit weckt seinen Verdacht, sie wolle ihn an der Nase herumführen, um ihn dann – wenn er sich die Blöße gegeben hätte, auf ihr Geschwätz hereinzufallen – überall zum Gespött zu machen. Als sie dann auch noch davon schwärmt, wie stark dieser Ritter sei, bleibt am Ehemann der Verdacht der Feigheit haften. Er will partout nicht hinter den Vorhang schauen, er macht keine gute Figur. Dies erreicht die Frau mit ihrer psychologisch geschickten Gesprächsführung. Die Nüsse als Handlungsrequisiten haben zunächst in diesem Zusammenhang nur verstärkende, intensivierende Funktion. Denn die Frau begnügt sich nicht damit, dem Ehemann zu sagen, ihr Geliebter liege hinter dem Vorhang auf dem Bett, sondern sie versorgt ihren Liebhaber dann auch noch mit Nüssen, die sie in seine Richtung wirft. Diese Nüsse wiederum hat der Ritter nach Hause gebracht und der Frau in den Schoß gelegt, als er wegen starken Regens seinen Jagdausritt abbrechen musste. Gemeinsam knacken sie nun also Nüsse, wobei die Frau ihren Liebhaber ›hinzulädt‹.

Satu Heiland hat mit Verweis auf die uneigentliche Bezeichnung der Vulva als Nuss in dieser Szene das Typische gesucht, nämlich die märentypisch untreue, listige Ehefrau, die sich hier sozusagen durch die Ambiguität ihrer

Rede in Szene setzt: »Die doppeldeutige Aufforderung« der Frau »an den Liebhaber *helpf uns ouch der nütze bizen* ([V.]96) enthüllt [...] ihre Disposition, sich nicht ausschließlich dem eigenen Ehemann hinzugeben.«⁸ – Zu ergänzen wäre, dass es nicht nur die Rede und das Handeln der Frau ist, das sich zu beobachten lohnt, sondern das in der Textur selbst liegende witzige Ebenenwechselfpiel.

Denn was sich hier als Szene ergibt, ist eine sonderbare Mahlgemeinschaft. Der Dritte hinter dem Vorhang darf sich ja nicht rühren; er darf gar nicht daran denken, eine Nuss zu knacken. Ganz im Gegenteil, er steht tausend Ängste aus, bis er sich endlich davonschleichen kann, nämlich als die Frau zur Demonstration, was sie tun würde, wenn sie einem Liebhaber die Flucht ermöglichen müsste, den Ehemann unter ihr Kleid und ihm damit die Sicht nimmt, ihn ›blind‹ macht.

Die Konsumption von Nahrung und das sexuelle Konsumieren sind schon über die Platzierung der Nüsse in den Schoß der Frau so enggeführt, dass das eine für das andere stehen kann. Nicht nur ist es so, dass der wacker Nüsse knackende Ehemann – unwissend – dem Liebhaber den Spaß verdirbt und ins Gegenteil verkehrt; dass die Frau noch mit Nüssen nach ihrem Geliebten wirft, scheint eine in dieser Situation völlig überflüssige mutwillige Aktion. Liest man aber die Nüsse als reliteralisierte Metapher für das weibliche Geschlechtsorgan – bleiben wir vorerst bei dieser von Heiland ausschließlich genannten Belegung –, dann könnte man sagen, die Mutwilligkeit der Aktion der Frau würde ein Spiel mit Bedeutungsebenen im Lektüremodus auf jeden Fall sehr begünstigen, wenn nicht gar ›erzwingen‹. Der Mann knackt literale Nüsse, die er allerdings zuvor ausgerechnet in den Schoß der Frau gelegt hat; er kommt jedenfalls nicht auf die Idee, mit seiner Frau ins Bett zu gehen, was genau die Entdeckung des Liebhabers bedeuten würde. Der Liebhaber befindet sich im Bett, leider ohne die Frau – und mit den literalen Nüssen kann er rein gar nichts anfangen.

Für dieses Spiel mit Bedeutungsebenen lässt sich nun aber auch bezogen auf die erste Handlungssequenz des Märes argumentieren, die ich bisher

ausgeklammert habe. Es ist nämlich so, dass die Umstände, unter denen der Ritter in den Besitz der Nüsse kommt, auffällig genau ausgearbeitet werden. Der auf Jagd ausreitende Ritter nimmt in zwei der drei Redaktionen Kindern diese Nüsse ab, als er wegen Regens umkehrt. Da die Szene in der Überlieferung sinnerheblich unterschiedlich gestaltet ist, beziehe ich im Folgenden alle vier in der Edition Ridder/Ziegeler 2019 parallel gedruckten Texte ein. Handschrift w gestaltet die Szene folgendermaßen:

do waren gen nach nuzzen
chint, die er v̄berrait;
die fluhen auch den regen prait,
e daz es fester an guzze.
do heten si aîn tail der nuzze
jn iren pusen geprochen,
da von ich han gesprochen.
do er den kinden kom hin neben,
da pat er im der nuzzen geben;
er hub dar sein hut.
jn dawcht di kürtzweil gut,
die kint reten nicht da wider.

(V. 28–39)

Die Handschriften d2 und m6 sind bei dieser Szene etwas (m6) oder einiges (d2) kürzer gehalten; so fehlt in m6 gegenüber w der Hinweis auf die Kurzweil des Ritters, während in d2 gegenüber w die Information fehlt, dass die Kinder keine Widerworte gaben. Was alle diese drei Szenen verbindet, ist das performative Verb ›bitten‹ zur Beschreibung der Aufforderung des Ritters gegenüber den Kindern. Selbstverständlich können diese gar nicht daran denken, der Bitte nicht nachkommen zu wollen; insofern scheint der Vers *die kint reten nicht dawider* (w, V. 39; vgl. m6, V. 37) informationstechnisch eigentlich überflüssig. Seine Funktion kann also nur darin liegen, die Asymmetrie zu unterstreichen. Der Herr hoch zu Ross hat selbstverständlich das Gewaltmonopol inne. Nun handelt es sich zweifelsohne um Nahrungsmittel, die die Kinder gesammelt und dem Herrn abzugeben haben; doch legt diese Szene ›draußen in der Natur‹, in der Kinder zum

Geben von Nüssen genötigt werden, eine assoziative Verbindung zur Pastourellen-Motivik nahe. Auch wenn einiges nicht passt (das schlechte Wetter, die Mehrzahl der Kinder), kann man eben doch das Verhalten des Ritters einem allgemein bekannten Handlungsschema zuordnen, nämlich dass draußen in der Welt des Nicht-Höfischen adlige Herren gerne mal der Kurzweil des Vernaschens nachgehen. Wenn man dann so weit gehen wollte, die Mehrzahl der Kinder mit der Mehrzahl der Nüsse zu korrelieren, dann könnte man dies sogar als Hyperbel des Pastourellenmotivs lesen: Der Ritter wäre pastourellenschematisch gesehen ein Serienmörder.⁹ In einer vierten Redaktion muss sich diese Assoziation geradezu aufdrängen. Denn in k ist es *eyn seuberlich meit* (V. 28), die Haselnüsse gesammelt hat:

er reit ir denneben
vnd bat im der nüß geben.
er hub dar seinen hüt,
dar ein nam er di nuß güt.
(k, V. 31–34)

Wie um eine sexuelle Lesart abzuwehren (mit dem Effekt, dass sie sich als negierte umso mehr als alternative Lesart einnistet), folgt dann ein ausführlicher Kommentar, der diese Szene ›draußen in der Natur‹ mit der Szene ›daheim‹, wo sich die Ehefrau gerade mit ihrem Geliebten vergnügt, vergleichend in Beziehung setzt:

(doch waß die kurzweil
vil ungleicher zil,
die ienger do heim treip
mit seiner frawen gemeit.)
(k, V. 35–38)

Der Interpretationsaufwand zur Herausstellung des verdeckten Pastourellen-Musters ist bezogen auf diese Version k entschieden geringer als bei den anderen Fassungen des Märes; zu fragen wäre, ob beide Möglichkeiten (*eyn seuberlich meit* vs. *die kint*) bezogen auf das Kriterium ›Prägnanz‹

gleichwertig sind oder ob einer der beiden eine höhere Prägnanz zugesprochen werden kann. Hierauf werde ich ganz zum Schluss dieses Aufsatzes zurückkommen.

Zunächst geht es um die Beurteilung der Asymmetrie im Hause des Ritters. Nimmt man nämlich den Ritter einfach als den von der Frau überlisteten Ehemann wahr, dann wird man in der Erzählung entsprechend nur ein weiteres märentypisches Beispiel für die Gerissenheit von Frauen sehen, die ihre Männer erfolgreich betrügen. Man kann diesem Typischen dann eher scheinbar neutral und eigentlich ironisch gegenüberstehen, wie dies in den Promythien der längeren Redaktion vorgeschlagen wird; zitiert wird hier w (m6 ist fast identisch):

Man sol frawen sprechen gut:
er ist selig, wer daz tut.
sümleich frawen können vil;
da von vernempt ain peispil,
wie ain ritter wart betrogen
(w, V. 1–5).

Die Minnesangmaxime, dass man über Damen niemals anders als gut reden soll, wird hier unterwandert durch das Lob, dass viele Damen viel *können* – unterwandert deshalb, weil sich ihr Können beispielhaft im Betrügen eines Mannes zeigt.

In den beiden anderen Fassungen ist das Promythion dagegen schon von vornherein explizit kritisch. Es ist von Anfang immer schon klargestellt, dass viele Frauen über die Stränge schlagen. Dies nach k (d2 ist fast identisch):

Man sol den frawen sprechen güt.
er ist selig, wer das tüt,
doch kvnnen sevmlich czu vil.
(k, V. 1–3)

Wie auch immer die sprachliche Ausarbeitung im Einzelnen aussieht – es handelt sich um eine Beispielerzählung dafür, wie ein Mann der List einer gerissenen Frau auf den Leim geht.

Eine zweite Sinnebene, die von diesen Promythien nicht abgedeckt wird, wurde von Heiland benannt: die sexuell sehr aktive Frau zwischen zwei Männern; der Ehemann isst ihr brav aus dem Schoß, der Liebhaber bekommt die Nüsse zugeworfen. Auch diese Ausdeutung aktiviert einen traditionellen mittelalterlichen misogynen Topos.

Eine dritte Lektüremöglichkeit, in welcher die Frau Sympathieträgerin ist, wird zwar im Fortgang der Erzählung konsequent aufgebaut, aber in nicht-offenkundiger Weise. Sie lässt sich nur erschließen, wenn man ausgehend von bestimmten Textsignalen hellhörig für ein Entsprechungsverhältnis wird: Dem potenten Ritter, dem ›draußen‹ mit größter Selbstverständlichkeit Nüsse gegeben werden, steht ›drinnen‹ die potente Ehefrau gegenüber, die Nüsse verteilt. Liest man die Geschichte so, dann kann man sich am scheinbaren Kräftegleichgewicht zwischen den Ehepartnern erfreuen, das aber zugleich kein wirkliches Gleichgewicht ist, sondern eine Asymmetrie zugunsten der Frau. Denn sie meistert aus der Position der Gefährdeten heraus die Situation mit Gewitztheit und Kühnheit, während die in Handlung umgesetzte Stärke des Mannes einfach nur darin liegt, dass er ›draußen‹ sein Gewaltmonopol als Ritter gegenüber sozial Inferioren bzw. Untergebenen ausspielen kann.

Während eine der drei Redaktionen die Warnung ausspricht, man solle sich vor *ueblen wiben* hüten (m6, V. 192; vgl. w, V. 198), verzichten die anderen beiden (k und d2) am Ende des Textes auf jegliche Frauenschelte. k stellt sogar die listige Schlussrede der Ehefrau – die Affirmation ihrer Liebe zum Ehemann (»*off mynen eit, du bist mir der liebtest man, den ich jn hertzen ye gewan*«, k, V. 148–150) – als eine Art ›Rätselrede‹ dar, indem so getan wird, als ob der eigentlich kontextuell eindeutige deiktische Bezug ›offen‹ sein könne. Aber schlicht verstanden und auch bezogen auf die sprachliche Form dieser Sprechhandlung ist ihre Rede als eine Lüge zu qualifizieren, mit der sie ihre Listhandlung abschließt. Indem der Erzähler so tut, als seien ihre Worte ambig, macht er sie ›interessant‹ dadurch, dass er das Publikum dazu auffordert, ihre Gefühle richtig einzuschätzen.

Diese sehr unterschiedlichen Abschlüsse der Texte scheinen wie unterschiedliche Publikumsreaktionen auf die Erzählung, die man auf die eine oder andere Weise erfassen kann und bei der diejenigen Rezipienten dem Text auf Augenhöhe begegnen, die die Bedeutungsfülle der Nüsse in all den erzählten Situationen zusammen-lesen.

Die dritte Lektüremöglichkeit (Äquilibrium zwischen Mann und Frau in puncto erotischer Freiheit; intellektuelle Überlegenheit der Frau vs. Gewaltmonopol des Mannes) würde ich gerne als die komplexeste qualifizieren; sie entsteht dadurch, dass auf der Grundlage der Konvertibilität von Einverleibung und Sexualität ein Entsprechungsverhältnis ausgemacht wird, wo man anders nur die Bereitstellung von Handlungsrequisiten und deren Verwendung im Rahmen der Listhandlung sehen würde.

Wenn in dieser Erzählung eine der traditionellsten und gängigsten Metaphern für die hermeneutische Bewegung, nämlich die Nuss (im Singular), in beträchtlicher Menge den Besitzer wechselt und die Nüsse dann vergnüglich geknackt bzw. durch das Zimmer geworfen werden, so ist man versucht, dies autoreflexiv auf die Pluralität von Bedeutungsebenen hin zu lesen. Präganz gewänne das Märe dann dadurch, dass es eine Sinnbildungsmöglichkeit in sich trägt, die textstrukturgeleitet über den Blick auf paradigmatische Entsprechungen von Rezipienten ›entbunden‹ werden kann. Rezipienten, die nicht finden können, dass diese Entbindung eigentlich auch zwingend sein muss, entgeht – so die These – die Präganz dieser Erzählung.

Es sind kleine Gegenstände, aber viele. Ob damit ein witziges Spiel mit der Horazischen Demonstration von Präganz – propositional ex negativo, aber formal in beispielloser Vollendung – betrieben wird, sei dahin gestellt: *Parturient montes, nascetur ridiculus mus* (›Ars poetica‹, V. 139: ›Das Gebirge kreißt, geboren wird eine lächerliche Maus‹). Liest man diesen möglichen intertextuellen Bezug mit,¹⁰ dann inszeniert das Märe kleine Gegenstände im Gegenzug als starke Sinngeneratoren.

Das Märe von den zwei ›Hasenbraten‹¹¹ erscheint vergleichsweise und auf jeden Fall im Vergleich mit dem eben behandelten Märe von den Nüssen nach heutigen schriftkonzeptionellen Kriterien extrem nachlässig erzählt. Es häufen sich grammatische Ambiguitäten und Vagheiten, die über das in mittelhochdeutscher Schriftlichkeit ohnehin vorhandene recht hohe Maß deutlich hinausgehen. Im Folgenden sei hier die These entwickelt, dass diese Art des Erzählens in diesem Märe Methode hat und zur literarischen Qualität beiträgt. Inwiefern man dem Text auch Prägnanz bescheinigen könnte, soll nach dem Durchgang durch den Text überlegt werden. Die erste Handlungsstation des Märe verläuft ganz ähnlich wie bei den ›Nüssen‹: Ein Ritter geht auf Jagd – nur dass er hier ein wenig erfolgreicher ist:

[E]in ritter eines tages reit
kurtzewilen an sin gezeit,
do er zwene hasen vienc;
von siner kunste daz ergienc.
sin gelucke er dran spurte.

(V. 1–5)

Wenn einer hoch zu Ross gerade mal mit zwei erlegten Hasen nach Hause kommt, ist das keine Glanzleistung. Und wenn dann noch gesagt wird, an dieser Jagdbeute habe er erfahren können, dass ihm das Glück gewogen gewesen sei, dann ist die Ironie kaum zu verkennen.¹² Als er seine Frau beauftragt, für die Zubereitung der Hasenbraten zu sorgen, schlägt sie nun vor, *unsern gevatern* zum Essen einzuladen – mit der Begründung: »[...] *gezze wirs eine, daz moht uns schaden. / wirtschaft sunet dicke haz.*« (V. 10f.) Sie betont also explizit das sozial Wertvolle eines gemeinsamen Mahls. Nun legt der Ritter den Ausdruck *unsern gevatern* auf eine ganz spezifische Weise aus, indem er sich auf den Pfarrer festlegt; man kann deshalb annehmen, dass er es ist, der die Vagheit bzw. im intradiegetischen Kontext des Gesprächs die mögliche Ambiguität des Ausdrucks beseitigt, indem er nun ankündigt:

»unsern gevatern, den pfarrere,
wil ich dar zu biten kumen;
der hat mich dicke genumen
inhaim zu siner spise.
ich wer niht vil wise,
solt ichs niht wider tun. [...]«
(V. 14–19)

Und nun lässt er dieser Ankündigung des Pfarrers als des konkret zu erwartenden Gasts eine Ausweitung der Mahlzeit zu einem Festbankett folgen: »[...] *daz lamp, schaf, gans, kitze, daz hun / haiz bereiten und den antvogel* [...]« (V. 20f.). Diese Anweisung lässt sich nun wiederum kontextuell so verstehen, dass er implizit sagt, es sollten auch noch weitere Gäste beteiligt werden, oder aber, dass er für den Pfarrer, bei dem er schon öfter eingeladen war, ein riesiges Festbankett bereiten will, das einer Verausgabungslogik (*potlatch*) folgen würde. Die vielen Male, bei denen er beim Pfarrer zu Gast war, würden dann repliziert durch das Übermaß des einen Mahls (Mauss 1996. Erstveröffentlichung ›Essai sur le don‹ 1927). Auf jeden Fall lässt sich konstatieren, dass der Ritter extrem auf den einen einzigen Gast – den Pfarrer – fixiert ist, dass dieser also für ihn einen ganz besonderen Stellenwert hat. Die Frau auf der anderen Seite nutzt – während der Mann bei der Sonntagsmesse ist – den in den Anweisungen des Mannes steckenden Handlungsspielraum und lädt, *gogel* (V. 22) geworden, *ir niftel, mumen an der stat* und *ir basen ouch dar zu* (V. 24f). Sie verstößt also keineswegs eindeutig gegen die Anweisung des Ehemanns, eben weil diese recht vage blieb und nur den einen Gast benannte, aber jede Menge Fleisch aufzählte, das zu braten sei. Aber sie legt diese Anweisung sehr einseitig aus: Ausschließlich weibliche Verwandtschaft – und zwar aus ihrem eigenen Sippenverband – wird von ihr zum Essen eingeladen. Deren Anzahl wiederum bleibt vage – wobei dann die Wiederholung der vom Erzähler in V. 24f. gegebenen Aufzählung der relevanten Verwandtschaftsbezeichnungen (s.o.) in Figurenrede »*mume* [eindeutig Singular], *niftel* [grammatisch ambig], *basen* [eindeutig Plural]« (V. 31; vgl. das nächste längere Textzitat) eine

Vorstellung von ›ziemlich viele bis sehr viele‹ evoziert. Und so wie sich der Ritter nur auf den einen Gast, mit dem er eng befreundet ist, fixiert hat, so fixiert sich seine Frau in der Folge in ihren Essgelüsten nur auf die Hasenbraten, indem sie die Frauen auffordert, mit ihr zusammen eben ausschließlich diese beiden Hasenbraten vor der Ankunft der beiden Männer aufzuessen.

sie sprach: »mume, niftel, basen,
nu gezze wir den einen hasen.
der wirt hat an dem andern genuk.
<er> und der techant sint so kluk,
daz siz wol kunnen vahen.«
do sie den gazzen nahen,
do hiez sie den andern ouch dar tragen.
sie sprach: »solt ich werden gar zerlagen,
im wirt der hasen nimmer niht!
waz halt mir dar umbe geschilt,
vrouwen schimph get dicke mannen vor.«

(V. 31–41)

Abgesehen von der naheliegenden Folgerung, Wild auf dem Tisch müsse wirklich etwas sehr Seltenes sein, versteht man hier eigentlich nicht leicht etwas. Es sei denn, man würde sagen, hier entgleise eine Situation dergestalt, dass sämtliche Frauen sich es einmal besonders gutgehen lassen, indem sie sich auf die besten Stücke des Mahls stürzen und den Männern nichts übrig lassen. Dass dieses Vorgehen aber so sehr als ausdrücklicher Wunsch der Hausherrin betont wird (V. 39: *im wirt der hasen nimmer niht!*), lässt durchaus vermuten, es sei der Wunsch oder implizite Befehl des Ritters, dass ausschließlich die beiden Männer die Hasenbraten vorgesetzt bekommen sollten. Wenn dem so wäre, würde sich seine Ehefrau in einem von ihr angezettelten ›Aufstand der Frauen‹ entschieden – und koste es, was es wolle – genau dagegen zur Wehr setzen. Bis hierher sind ganz klar fleischliche Nahrungsmittel der Gegenstand, wobei zu beobachten ist, wie aus einem zunächst als überschaubar geplanten Mahl in kurzer Zeit ein entfesseltes und dabei zugleich extrem auf ganz bestimmte Objekte der

Begierde konzentriertes Treiben geworden ist. Dabei ist der von der Ehefrau eingangs angeführte Sinn und Zweck gemeinsamen Essens voraussehbar in sein Gegenteil verkehrt. Denn statt Harmonie ist in der Folge Aggression zu erwarten, und so kommt es auch:

Der Ritter wird, als ihn seine Frau nach der Heimkehr mit dem Pfaffen sehr lange auf das Essen warten und d.h. sehr hungrig werden lässt, extrem aggressiv. Nur dass sich – aufgrund des listigen Verhaltens und Handelns der Ehefrau – die Aggression des Ritters nicht gegen sie richtet, sondern ausgerechnet gegen den Pfarrer, der vor einer ihm von der Ehefrau eingeredeten Gefahr Reißaus nimmt und mit knapper Not – so meint er – der Kastration entkommt. Denn die Frau hat dem Pfarrer weisgemacht, ihr Ehemann vermute ein ehebrecherisches Verhältnis zwischen ihnen beiden und es drohe blutige Gewalt. Dabei will der Ritter, der dem Pfarrer hinterhersetzt, nur die – von den Frauen komplett verspeisten – beiden Hasenbraten zurück, von denen seine Frau ihm gegenüber behauptet hat, der Pfarrer habe sie gestohlen und sei abgehauen. Jedenfalls – so ruft er dem fliehenden Pfarrer hinterher – will er mindestens einen, was die Lesart unterstützt, dass sein Plan war, jeder von beiden sollte einen Hasenbraten bekommen. Der Pfarrer aber muss aufgrund der Vagheit der Bezeichnung der Objekte des Begehrens durch bloße Deixis (*»weizgot, ir lazzet sie bede hie!«*, V. 101; *»eya, so laz mir doch den einen.«*, V. 109) und aufgrund seiner Vertrautheit mit dem Märentypischen annehmen, der Ritter wolle ihm die Hoden ausschneiden.

Die Frau hat es also durch ihre List geschafft, dem Pfarrer Angst vor dem schmerzhaften Verlust seiner Männlichkeit einzujagen, indem sie ihm ein Verhältnis mit ihr als Verdacht andichtet und ihm die Rache ihres Ehemanns ankündigt. Sie hat den Pfarrer in die Flucht geschlagen und ihm den Ehemann hinterhergehetzt. Einige Aspekte dieses Handlungsabschnitts seien nun noch genauer betrachtet, um die Beschaffenheit dieser Verserzählung präziser herauszuarbeiten:

Als der Pfarrer angesichts des messerwetzenden Ritters die Frau des Hauses fragt, warum der Hausherr so zornig sei (das Messer wetzt der Ritter, wie ausdrücklich vermerkt wird, wie alle Männer, die Hunger haben, V. 58f.: *er tet als noch ein man tut, den hungert und hat spise da heim*), gibt sie ihm zur Antwort:

»man hat uch und mich
getzigen, daz wir han getan:
wir sollten iz billich han verlan.
ir sit gen im belogen.«
(V. 70–73)

Erst im letzten Vers wird innerhalb dieser Lügengeschichte der Frau ›klar-gestellt‹, dass der Pfarrer beim Ritter verleumdet worden sei; die drei Verse davor ließen auch eine indikativische Lesart zu – und damit wäre man mitten in einem der gängigsten Märenplots. Das Märe von den ›Hasenbraten‹ vermeidet nun gerade dieses Typische, lässt dann aber gleichzeitig den Pfarrer seine Situation als fatal einschätzen, wenn er nicht sofort Gegenmaßnahmen ergreifen würde:

er gedacht: ›mir geschilt licht, gotweiz,
als mangem pfaffen ist ergan,
der verholn minnet, sunder wan.
da vor sol mich got bewarn!
mag aber ich daz undervarn,
so geschilt mir hie niht der pfaffen recht.
(V. 75–81)

Dass die Hasenbraten in diesem Märe völlig durchschaubar für sexuelles Begehren stehen, ist also allein der List der Frau zu verdanken; es sind nun zugleich genau diejenigen Hasenbraten, die die Frauen vernascht haben. Im Ergebnis hat die Frau es geschafft, eine offensichtlich innige Männerfreundschaft auseinanderzubringen – so als wäre ihr diese geradezu ein Dorn im Auge. Was man auf der Grundlage dieser Beobachtungen inferieren mag, kann in ganz unterschiedliche Richtungen gehen. Man könnte unter anderem eine grotesk-komische verkehrende Inszenierung homoerotischen

Begehrens sehen, wenn der Ritter den Hasenbraten als den von ihm begehrten Objekten hinterherjagt, mit denen er seine Gelüste stillen will, von denen der Pfarrer annehmen muss, es seien seine Hoden. Die auffällig innige Vertrautheit und Freundschaft der beiden Männer würde also subtextuell in einem groben Scherz desavouiert. Man könnte auch auf der Grundlage der Nähe von Hunger nach Nahrung¹³ und Hunger nach Sexualität eine Karnevalisierung der Textur sehen; der Text gerät zunehmend außer Rand und Band und nimmt in der Inszenierung von Hunger und Gier Züge des Grotesken an;¹⁴ doch wird er – wie gleich zu zeigen sein wird – zum Schluss im poetologisch lesbaren Gespräch zwischen Ehefrau und Ehemann wieder ›ingehegt‹. Jedenfalls handelt es sich um eine Textur, die durch die Motivkomplexe ›Frau(en) gegen Männer‹ und ›Vernaschen von Fleischlichem‹ strukturiert ist – mit der Konsequenz, dass Hoden und Hasenbraten imaginär deiktisch ineingesetzt werden. Den Rezipienten werden – sofern sie nicht einfach eine irgendwie schräge Erzählung rezipieren – fallweise und probeweise Sinnerzeugungen abverlangt, die sich auch wieder revidieren lassen. Die Signifikanten gleiten, inszeniert wird aber auf jeden Fall die Konvertibilität von Essen und Sexualität als literarisch ergiebige Materie.

Dass man den Sinn seiner Erzählung nicht leicht zu fassen bekomme, kündigt bekanntlich Wolfram im ›Parzival‹ provozierend unter Verwendung der bildhaften Rede vom hakenschlagenden Hasen an.¹⁵ Die Heidelberger Mären-Handschrift H, eine von insgesamt zwei Überlieferungsträgern des Märes von den zwei Hasen, weist folgende Überschrift auf: *Ditz ist von den hasen/ die man iaget vf den rasen*. Selbstverständlich muss man den intertextuellen Bezug nicht zwingend sehen – aber er ist sinnhaft herstellbar. Wo bei Wolfram ein einziger quicklebendiger Hase ein Bild für seine spezifische Art zu erzählen ist, die dem Publikum abverlangt, mit allen Schanzen mitzugehen, sind die beiden toten Hasen in dieser Erzählung als gebratene Hasen im Fokus eines Semiotisierungsspiels, das auf der Nähe von Hunger

auf Nahrung und sexuellem Begehren beruht, wie es unter Verwendung wiederum des Hasenmotivs von Wolfram auch explizit auserzählt wird, nämlich indem Gawans Wahrnehmung der mit ihm zusammen gegen die Minnefeinde kämpfenden Antikonie unter anderem in folgende bemerkenswerte Verse gefasst wird: *baz geschiet an spizze hasen, ich waene den gesaht ir nie* (›Parzival‹, V. 409,26f.).

Wer diese beiden Stellen des ›Parzival‹ im Ohr hat, kann also das kurz gehaltene Märe als kleine verzerrende Groteske zum umfangreichen höfischen Epos Wolframs lesen, sich also angesichts des Kleinformats des Märes von den zwei Hasen an die verqueren, irritierenden Taktiken Wolframschen Erzählens erinnert sehen. Thematisiert wird im Märe auf der Textoberfläche ausschließlich Hunger nach einer besonders köstlichen Speise. Doch spielt die Listhandlung der Frau das sexuelle Begehren explizit als Motiv ein – und nichts spricht dagegen, es auch davor schon im Raum stehen zu sehen. Wenn der Pfarrer schließlich mit knapper Not der – ja nur in seiner Imagination existierenden – Gefahr, dass er der *pfaffen recht* erdulden müsse, *in die kirche* entrinnt (V. 114) und der Ritter daraufhin zur Raison kommt (*do er sin niht niht moht ergrifen, do liez er zorn entslifen. von dannen er do kerte. sin zucht er do mit erte*, V. 117–120), ist dies nach der Schilderung der Verfolgungsjagd zugleich ex post die Anweisung an Rezipienten, die Ob-Überhaupt-Spannung bezogen auf das Ziel des Ritters, den Pfarrer zu erjagen, und das Mitgehen mit den Ängsten des Pfarrers analytisch gut auseinanderzuhalten. Denn zu dynamisch ist diese Verfolgungsjagd geschildert, als dass sie sich in ihrer eigenen Logik nicht verselbstständigen könnte und man sich nicht erst wieder besinnen müsste, dass für den Pfarrer nicht wirklich etwas auf dem Spiel steht. Seine Kastrationsängste sind ja einer Lügengeschichte geschuldet – und dennoch schafft es die Textur, dass man mit dem möglichen Opfer bangen und erleichtert sein kann, wenn der Pfarrer die Kirchentüre endlich hinter sich zugeschlagen hat. Dabei würde ihm wie gesagt gar nichts geschehen – und dass der Ritter dann einhält und seine *zucht* beweist, indem er nach Hause umkehrt, setzt genau

dieses ins Bild. Das heißt, dass dieses Märe die Rezipienten zu einer Reflexion der Mechanismen von Erzählungen bringen kann, in denen Blut fließt oder auf andere Weise Gewalt stattfindet: Das in der erzählten Welt von Mären häufig genug als typischer Plot ablaufende Geschehen wird im Märe von den zwei ›Hasenbraten‹ als imaginäres Konstrukt durchsichtig gemacht, dessen Potential, durch erzählte Gewalt die Rezipienten auf der Ebene von Emotionen zu affizieren,¹⁶ von höherer Warte aus beobachtet wird.

Das hohe selbstreflexive Potential bestätigt sich auch darin, wie die Geschichte zu Ende geht: Der Ritter kommt nach Hause, isst sich an dem Fleisch satt, welches noch übrig ist – und dem satten und nicht mehr zu Zorn aufgelegten Ehemann erzählt die Frau daraufhin *umb die hasen und umb des pffaffen vart* (V. 126). Der Vers referiert auf eine ›Erzählung in der Erzählung‹, die, wäre sie ausgeführt, das Märe spiegeln würde. Dieser Verweis auf – hier unausgeführt bleibende – Spiegelstrukturtechnik ist zugleich als Lektüreeinweisung lesbar: das Märe reflektiert märenhaftes Erzählen und setzt sich zugleich von der Langatmigkeit höfischer Großepik ab. Die Reaktion des Ehemanns auf die Erzählung seiner Frau könnte milder und gelassener nicht sein: *er sprach: »ja vrowe, schimpf ist gut, /underwilen, do man in ane zorn tut.«* (V. 127f.) Selbstverständlich kann man diesen Kommentar bezogen auf die Handlung verstehen. Dann würde der Ritter sagen: ›Das war ein böser Scherz, weil ich zornig wurde.‹ Und vielleicht könnte er mitmeinen: ›Beinahe wäre etwas Schreckliches wegen meines Zorns geschehen.‹ Zugleich aber wüsste das Publikum, dass das Schreckliche höchst unwahrscheinlich gewesen wäre; die Männer hätten ja leicht die List der Frau aufdecken können.

Sinnvoll ist diese Figurenrede vor allem als Ebenensprung bezogen auf die Rezipienten: Wer sich an dieser Geschichte vergnügen will, der soll weder die listige Ehefrau schelten noch die Männer, die sich hinter Licht haben führen lassen. (Übrigens textintern ausschließlich vor einem weiblichen Publikum, das zum Essen eingeladen wurde und dieses Spektakel mitbekommen muss. Allerdings bleibt das völlig unmarkiert.) Die beiden

topischen traditionellen Möglichkeiten der Warnung vor listigen Frauen oder der entsprechenden Mahnung, die an Männer ergeht, die man in zwei der drei Redaktionen der ›Nüsse‹ vorfindet, werden damit sozusagen programmatisch abgewiesen. Denn ein solches Echauffieren wäre nicht *sine ira* und also dysfunktional: »Die Sache wie der düpierte Gatte als Spaß hinnehmen zu können [...], ist die intradiegetisch demonstrierte Haltung, die der Text auch seinem Publikum nahelegt« (Dicke 2013, S. 153). Genau dieser Punkt taucht nun vielleicht doch nicht zufällig als Lektüeranweisung in der Überschrift der Handschrift der Bibliotheca Bodmeriana – dem zweiten Überlieferungsträger – auf: *Diz ist ein mere von zwen hasen. Daz muget ir horen ane rasen.*

Der *schimpf*, den dieses Märe anzubieten hat, ist in einer Schleife der Reflexion auf Sinnbildung zu finden. Das Publikum kann sich der Mechanismen eigener Sinnbildungsstrategien spielerisch bewusst werden; wer auf erzählte Figuren Zorn entwickeln würde, bekäme diese Möglichkeit – so könnte der Lektürehinweis zu verstehen sein – nicht in den Blick. An den zwei *hasen* entlang, die zunächst – was der Text nahelegt – für zwei Männer reserviert, dann von vielen Frauen verzehrt und am Ende zum markiert imaginären Objekt von Begehren werden, verläuft der rote Faden der Geschichte. Dabei schillern die Hasen zwischen ihrer Funktion als Nahrungsmittel und in ihrer Appetitlichkeit als Chiffre für sexuell Begehrtes. Das Begehren als solches, unterschiedlich konstelliert, erweist sich als grundlegendes Thema. Keineswegs zwingend mit den erwähnten ›Parzival‹-Stellen im Hintergrund, aber mit diesem Hintergrund noch profilierter lässt sich – so die These – das Märe als prägnant charakterisieren in dem Sinne, dass die zwei Hasen als Zentrum eines literarischen *schimpfes* mit hoher Selbstreflexionspotenz (Sichtbarmachen von Ebenen des Imaginären, ›Erzählung in der Erzählung‹) in den verschiedenen Handlungsabschnitten Unterschiedliches als Gegenstand von Konsumption repräsentieren und mit dieser Fülle der Möglichkeiten zugleich auf die Eigenaktivität der Rezipienten verweisen, die sich durch die Erzählung durchfinden müssen.

Zum Schluss sei versucht, in drei Punkten Aspekte von Prägnanz zu erfassen, und zwar – weil die Arbeit an Beispielen nach dem derzeitigen Diskussionsstand als Beitrag zur Frage nach der Operationalisierbarkeit des Begriffs sich auch anbietet – strikt immer im Rückbezug auf die beiden hier vorgestellten Mären. Dabei werden die kleinen Dinge erst im letzten Punkt eine – allerdings entscheidende – Rolle spielen:

1. Anknüpfend an Silvan Wagners entschiedenen Bezug auf die Etymologie von ›Prägnanz‹, die im heutigen Wortgebrauch nicht unbedingt evident ist, können beide hier vorgestellten Mären als ›schwanger mit Sinn‹ bezeichnet werden. Dies zeigt sich – und hier lässt sich eng an Michael Waltenberger anknüpfen – an den Textoberflächen in Entsprechungsverhältnissen mehrfacher Art, die dazu auffordern, Parallelen und Oppositionen wahrzunehmen, um die potentielle Fülle von Sinnbildungsmöglichkeiten ans Licht zu holen. Was am ›Ritter mit den Nüssen‹ an Verstehensdynamiken nachgezeichnet werden kann, lässt sich gut in das von Waltenberger vorgeschlagene Modell einer Pointenstruktur einfügen: Die Lesart ›Frau als Sympathieträgerin‹ wäre die vom Text gesetzte Pointe, die bei den Rezipienten ›ankommen‹ müsste. Sie weist den weiteren Lesarten ihren Ort zu und unterläuft sie zugleich, indem die Pointe gegenüber den anderen Verstehensmöglichkeiten auch einen ›qualitativen Sprung‹ macht. Die Prägnanz der Erzählung von den zwei ›Hasenbraten‹ ist von anderer Art. Hier kommt es zu keiner Pointenbildung in dem Sinne, dass sich eine bestimmte Verstehensmöglichkeit privilegieren ließe, die anderen ihren Ort zuwiese. Vielmehr lässt die Leichthändigkeit dieser Erzählung, der geradezu ostentativ wirkende Duktus eines eher oberflächlichen Verkettens ergiebiger Erzählmotive Vagheiten und Inkohärenzen entstehen, die auf einer grundsätzlichen Ebene der Selbstentblößung des Fiktionalen zuarbeiten. Wenn es eine Pointe gibt, dann diese. Sie liegt also auf einer Meta-Ebene und verweist von dieser Warte aus auf die Fülle von Möglichkeiten eines offenen Semiotisierungsspielfeldes.

2. Die folgende Überlegung schließt an Michael Schwarzbach-Dobsons Bestimmung von prägnanten Texten als auf Reflexionswissen zielende Texte an. Von Prägnanz wäre zu reden, wenn an der Textstruktur entlang die Rezipienten mit ihrem eigenen Denkprozess in der Weise konfrontiert werden, dass Auslöser und Mechanismen von Sinnbildungsprozessen zum Gegenstand ihrer literarischen Erfahrung werden. Das würde heißen, dass strukturell bereitgestellte Entsprechungsverhältnisse, die den Denkprozess in Gang bringen, klar erkennbar sein müssen. Doch die Stimmigkeiten dürfen nicht zu sehr ›selbstevident‹ sein, denn wenn ›alles klar‹ ist, stellt sich kaum die notwendige Lust am ›Knacken‹ des Textes ein. Aus diesem Grund würde ich diejenige Version des ›Ritters mit den Nüssen‹, in welcher der Ritter einer blitzsauberen jungen Frau die Nüsse abnimmt, für intellektuell weniger herausfordernd halten und deshalb der Version mit den *kint*, die dem Ritter Nüsse geben müssen, den Vorzug geben. Denn das Entsprechungsverhältnis ist auch in der *kint*-Version immer noch deutlich genug; und diese transportiert aber auch noch zusätzliche Akzentuierungsmöglichkeiten (die Kinder im Plural insbesondere als Bild für das Kollektiv von Untertanen, die dem Ritter gehorchen müssen – während bei der jungen Frau von vornherein der Fokus eher schon auf ›erotisch attraktiv‹ eingengt ist). Man kann aber eigentlich keinen Aspekt isoliert betrachten, sondern nur im Blick auf das Zusammenspiel aller relevanten Aspekte Prägnanz als Suchbegriff ansetzen. Das Problem der Begriffsbildung von der Etymologie her scheint zu sein, dass damit ein Entweder-Oder impliziert ist. Schwangerschaft und Entbindung lassen als Bild jedenfalls kein Mehr oder Weniger zu. Man könnte, um dem Problem zu entgehen, den Begriff so weit ausdehnen wollen, dass sämtliche Sinnbildungsprozesse, die nachgezeichnet werden könnten, als Entbinden von Sinn bezeichnet werden. Das würde aber selbstverständlich die spezifische Aufschlusskraft des Begriffs zerstören. Vielleicht wäre zu überlegen, ob Kurzerzählungen dennoch skalar taxiert werden könnten. Ein Ausweg könnte vielleicht sein, dass man

Prototypen prägnanten Erzählens oder zumindest hervorstechende Merkmale bestimmter Erzählungen beispielhaft als Ausformung prägnanten Erzählens benennt und sich über Texte in der Weise verständigt, dass man angibt, welchen Prototypen sich Erzähltexte zuordnen lassen – und konkret wie nah sie welchen Prototypen kommen. Raffinierte formale Gestaltung, maximales Verknappen von Informationen, kalkulierte Vagheiten, strategisch eingesetzte Ambiguitäten könnten Kriterien sein, sie alle haben jedenfalls im Durchgang durch die Texte eine Rolle gespielt.

3. Als Prototyp eines prägnanten Erzählens, das ein kleines Ding zum Dreh- und Angelpunkt macht, würde ich gerne an Boccaccios Novelle Dec. V,9 festhalten. Was an den beiden von mir hier untersuchten mittelhochdeutschen Verserzählungen vergleichbar ist, liegt auf der Hand: die Aufzäherungsmöglichkeit von alimentärer und sexueller Ebene bezogen auf diese zentral gesetzten Dinge. Selbstverständlich muss man dann sehr entschieden betonen, dass die Vergleichbarkeit auf dieser abstrakt angesetzten Ebene bleibt. Doch was ebenso abstrahierend festgehalten werden kann, ist, dass in allen drei Erzählungen die Dinge jeweils zu Fixpunkten der kognitiven Beschäftigung mit der Textur werden. Hier zeigt sich neben dem Alimentären und dem Sexuelle die dritte – selbstreflexive – Auslegungsmöglichkeit: Rezipieren von Texten als hermeneutische Einverleibung. Wenn es der Reiz solcher Texte ist, dass Rezipienten ihre kognitive Kompetenz gerade in der Freude an überraschenden Momenten der Sinnentbindung genießen können und diese Überraschungen zentral damit zu tun haben, dass sich von den Dingen aus je wieder andere Bezugsmöglichkeiten aufdrängen können, dann ist die Wahrscheinlichkeit nicht gering, dass Rezipienten die Komplexionen von Sinnerschließung in ihrer literarischen Memoria bezogen auf die entsprechenden Erzählungen eher an den Dingen als den Figuren ›festmachen‹. Insofern sind zentral gesetzte Dinge in kurzen Erzählungen nicht nur Prägnanzgeneratoren, sondern sie taugen auch als Verankerungen eines ›Sinnes für Prägnanz‹.

Anmerkungen

- 1 Rüdiger der Hünkhover: *Hie hebt an daz mære von dem slegel*, in: Grubmüller [Hrsg.] 1996, S. 112–177, V. 1180–1182: *wie diz mærlin si genant, daz tuon ich iu bekant: ez ist geheizen der slegel*; Johannes von Freiberg: *Diz büchel heizet daz rädelin und ist von einem maidelin*, in: ebd., S. 618–647, V. 321–324: *Hier endet sich daz mære von dem schribære unde von dem juncvröuwelîn und ist geheizen: daz redelîn*.
- 2 In der Originalsprache: Boccaccio 1976, S. 509–516; in deutscher Übersetzung: Boccaccio 1979, S. 281–291.
- 3 Die Definition, die Immanuel Kant von der ästhetischen Idee in der ›Kritik der Urteilskraft‹ § 49 gibt, dass sie nämlich ›viel zu denken‹ veranlasse, sei hier als eine der geglücktesten – prägnantesten – sprachlichen Wendungen hereinzitiert, die philosophisches Nachdenken zur Ästhetik hervorgebracht hat. – Sehr eng daran anschließen lässt sich etwa Burghard Dameraus im Vorwort zu seiner Aufsatzsammlung gegebene Auskunft, wie er mit literarischen Texten umgehen will: »[D]er leitende Gedanke ist [...], in welcher Form auch immer, auf das Potential von Texten aufmerksam zu machen: auf die Möglichkeiten, sie auch so zu sehen (Hervorh. im Orig.), also wieder anders« (Damerau 2000, S. 7). Unabgeschlossenheit von Interpretation bzw. die Offenheit des Textes für je neue Sinnbildungen wäre aber zunächst einmal ein notwendiges, aber nicht hinreichendes Kriterium für prägnante Texte. Hinzukommen müsste eine Beschaffenheit des Textes, die dazu einlädt, Vielheit von Lektüren strukturiert zu versammeln.
- 4 Klaus Ridder und Hans-Joachim Ziegeler danke ich dafür, dass sie mir freundlicherweise bezogen auf die beiden von mir behandelten Mären Einsicht in die sich im Druck befindende neue Märenedition gewährt haben (Nr. 66: ›Der Ritter mit den Nüssen‹, in: DVN, Bd. 2; Nr. 54: Der Vriolsheimer: ›Der Hasenbraten‹, in: DVN, Bd. 1/2). Zu den ›Nüssen‹: Der in 8 Handschriften bezeugte Text ist in drei unterschiedlichen Redaktionen überliefert: eine längere Fassung: m6/w/i (München, Bayerische Staatsbibl., Cgm 717; Wien Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 2885; Innsbruck, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum Hs. FB 32001); zwei kürzere Fassungen d2 (Anhaltische Landesbücherei Dessau, Hs. Georg. 224.4^o) und k (Badische Landesbibliothek, Karlsruhe 408). Für meine Argumentation spielen lediglich die drei in den explizit genannten Handschriften überlieferten Textvarianten eine Rolle. Ich beziehe mich auf die vier parallel gedruckten Texte der Ausgabe. Die Vierzahl kommt dadurch zustande, dass die längere Redaktion in der Edition durch zwei Handschriften repräsentiert wird. Abgedruckt sind m6 und w. – Wenn – wie meistens bei den

vollständig überlieferten Texten – in den Handschriften eine Überschrift erscheint, dann ist der Titel mit kleinen Varianten immer in heutigem Sprachstand durchweg ›Der Ritter mit den Nüssen‹.

- 5 Klein/von Stutterheim 1992, S. 90: »Jeder kohärente Text kann als Antwort auf eine leitende Frage, die Quaestio, aufgefaßt werden. Diese Quaestio legt gewisse Vorgaben für den Textaufbau fest. Sie gibt eine Gliederung in Haupt- und Nebenstruktur vor; sie führt Beschränkungen für die Topik-/Fokusstruktur der einzelnen Hauptstrukturäußerungen ein und legt fest, nach welchen Mustern der referentiellen Bewegung sich der Text entfalten muß.«
- 6 Das Märe ist in zwei Handschriften überliefert (Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cpg 341; Coligny, Fondation Martin Bodmer, Cod. Bodmer 72). – Herausgeberrtitel in der Märeforschung sind entweder: ›Der Hasenbraten‹ (Niewöhner, Ridder/Ziegeler), ›Der entlaufene Hasenbraten‹ (von der Hagen, Schulz-Grobert), ›Die naschhafte Köchin‹ (Röhrich). Demgegenüber finden sich in den Handschriften in gewisser Weise präzisere Überschriften, die in meiner Argumentation eine Rolle spielen werden, s.u.
- 7 Bei Kaufringer ist es allerdings kein Bett, sondern ein Badezuber, in dem sich zudem auch die Ehefrau zusammen mit ihrem Geliebten befindet. Sie schaut frech aus dem Vorhang heraus und fordert ihren Ehemann zum Nachschauen auf. Die Handlungsführung ist dort entschieden zugespitzt auf die Kühnheit und Unverfrorenheit der Frau, die sich im Badezuber mit ihrem Geliebten – dem Chorherrn – vergnügt und den sich in der Nähe befindenden und dann hinzukommenden Ehemann – den Schuster – ganz ohne Not auf den Geliebten im Badezuber hinweist und sagt, er solle doch nachsehen. Kaufringer schließt dann eine Revanche-Handlung an, in welcher der Chorherr die Schusterin genauso in Angst und Schrecken versetzt, wie sie es mit ihm gemacht hatte.
- 8 Heiland 2015, S. 135f. (hier Verszählung nach Heinrich Niewöhner [Hrsg.]: Neues Gesamtabenteuer Bd.1).
- 9 Auf diese Lektüremöglichkeit hat mich Silvan Wagner aufmerksam gemacht.
- 10 Zur anzunehmenden Bekanntheit dieses Verses Reuvekamp 2007, S. 29f. Sie verweist auf einen längeren Passus der ›Poetria nova‹ des Galfrid von Vinsauf (V. 431–453) und schlussfolgert: » Das Sprichwort ist [...] nicht nur fester Bestandteil des ironischen Streitgesprächs, sondern hat seinen Platz außerdem in der metasprachlichen Auseinandersetzung über angemessenes Sprechen in typischen Konfliktsituationen« (ebd. S. 30). – Da die zentrale Interaktion im

- ›Ritter mit den Nüssen‹ – wie nicht selten in Mären – ein verbaler Schlagabtausch ist, den die Erzählung ›wie in einer Nusschale‹ dicht kontextualisiert, würde ich diesen spielerisch-ironischen Bezug gerne als möglich mitführen.
- 11 Es wird »mehrheitlich in die zweite Hälfte des 13. Jh.« datiert (Dicke 2013, S. 149).
 - 12 Dicke 2013, S. 152, hat »die komischen Valenzen, wenn sich zwischen feudalem Anspruch und eher ruralem Gebaren ein Widerspruch auftut« und die sich daraus ergebenden »parodistische[n] Effekte« des Märes als Qualitätsmerkmal gegenüber dem altfranzösischen Fabliau *Le dit des perdriz* herausgestellt, das gerne zum Vergleich herangezogen wird und in Teilen der Forschung als Vorlage erwogen wird. Überhaupt hat Dicke sehr entschieden auch festgehalten, dass »der Vriolsheimer den Subtext der Gattungstradition an der Sinnbildung beteiligt, indem er Motiv- und Rollen-Stereotypen aufbricht und auf sie gerichtete Erwartungen irritiert« (ebd.). – An seine Einschätzung des Märes knüpfe ich an: »Höhere Ironie ist im Spiel, wo wie beim Vriolsheimer allein auf das Ridiculum abgestellt ist« (ebd., S. 151). Mir geht es im Folgenden darum, den recht global bleibenden Ausdruck ›höhere Ironie‹ mit Blick auf die Frage, ob der Text prägnant genannt werden kann, durch eine etwas genauere Darstellung möglicher Verstehensdynamiken zu ersetzen.
 - 13 Das Erzählen von Gier auf Nahrung macht auf ein Publikum, das wirklich Hunger kennt, anderen, weit stärkeren Eindruck als auf Rezipienten, denen diese Erfahrung erspart geblieben ist. Hierzu Bleuler 2019, S. 71, mit Bezug auf Schubert 2006, S. 33f.: »Wenn man sich mit der Bedeutung und dem Stellenwert von Nahrungsmitteln im 12. und 13. Jahrhundert beschäftigt, muss man berücksichtigen, dass die Geschichte von Essen und Trinken im Mittelalter eine Geschichte des Mangels ist. Studien zu den europäischen Hungersnöten im Früh- und Hochmittelalter zeigen, dass zwischen dem 8. und 13. Jahrhundert jede Generation von mindestens einer längeren Hungersperiode betroffen war«.
 - 14 Das Märe von den ›Hasenbraten‹ weist durchaus den »vitalistische[n] Grundzug« auf, »auf dem Bachtin sein Konzept der Karnevalisierung aufbaut« und das generell, wie Grubmüller feststellt, eigentlich »den Mären fremd« ist (Grubmüller 2006, S. 243). – Wenn man dieses Märe literarhistorisch verorten wollte, schließe es wohl auch wie andere von Grubmüller 1996 genannten Texte »die Brücke zum 16. Jahrhundert mit seiner Favorisierung einer grotesken Welt-sicht« (Grubmüller 1996, S. 347).
 - 15 Wolfram von Eschenbach, Parzival, hrsg. v. Schirok 1999, 1,15–19 u. 2,13.

- 16 Hier sei kurz an eine der Leitfragen der Monographie Hans-Joachim Zieglers (Ziegeler 1985) erinnert, wieviel Identifikation mit den Figuren, wieviel Mitgehen mit den Figuren, wieviel Empathie eigentlich die Mären ermöglichen bzw. in ihrer Textur vorzeichnen. – Grubmüller 1996, S. 334, hat bezogen auf das verkaufte Schneekind gespottet: »Und um dieses Kind machen sich die Interpreten Sorgen«. Grubmüllers Modellrezipient der Mären genießt, sehr vereinfacht gesagt, emotionslos die Witzstruktur der Texte; Ziegeler hat demgegenüber differenziert herausgearbeitet, wie und wo Ansatzpunkte für sympathetische Identifikation liegen können. Bezogen auf das Märe von den zwei Hasenbraten wäre prinzipiell herauszustellen, dass die Beobachtung der Entfesselungsdynamik, die nach meiner Lektüre vom Rezipienten gefordert wird, Identifikation mit einzelnen Figuren eher unwahrscheinlich macht. Ausnehmen würde ich die kleine Verfolgungsjagd, wo der Pfaffe ›beinahe‹ völlig unschuldig körperliche Aggression erdulden muss. Das kann man selbstverständlich in kühler Abgeklärtheit beobachten und sich von vornherein darüber amüsieren, dass diese Bedrohung nur eingebildet ist und emotionale Involviertheit völlig fehlt am Platz wäre; man kann sich bei etwas anderer Disposition aber auch selbst dabei beobachten, wie Literatur Emotionen zu manipulieren imstande ist.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Boccaccio, Giovanni: Decameron, hrsg. v. Vittore Branca, Mailand 1976 (Tutte le opere di Giovanni Boccaccio 4).
- Boccaccio, Giovanni: Das Decameron. Vollständige Ausgabe in der Übertragung von Karl Witte, durchges. von Helmut Bode, München 1979.
- Deutsche Versnovellistik des 13. bis 15. Jahrhunderts (DVN), hrsg. v. Klaus Ridder/Hans-Joachim Ziegeler, unter Mitarbeit von Patrizia Barton/Reinhard Berron/Uta Dehnert/Fabienne Detoc/Gudrun Felder/Manuela Gliessmann/Anne Kirchoff/Matthias Kirchoff/Sandra Linden/Rebeka Nöcker/Henrike Schwab/Christian Seebald, Bd. 1/2 u. 2, Basel 2020.
- Galfrid von Vinsauf: Poetria nova, lat. Text u. engl. Übers., in: Ernest Gallo: The Poetria nova and its Sources in Early Rhetorical Doctrine, Den Haag, Paris 1971, S. 11–129.

- Horaz, *Ars poetica*, in: Quintus Horatius Flaccus: Sämtliche Werke. Lateinisch - deutsch, hrsg. u. übers. von Niklas Holzberg, Berlin/Boston 2018, S. 612–645.
- Kaufringer, Heinrich: Werke. Hrsg. v. Paul Sappler. Studienausgabe, Tübingen 1972.
- Novellistik des Mittelalters. Märendichtung, hrsg., übersetzt und kommentiert von Klaus Grubmüller, Frankfurt a. M. 1996 (Bibliothek des Mittelalters 23).
- Wolfram von Eschenbach: *Parzival*. Studienausgabe. Mittelhochdeutscher Text nach der 6. Ausg. von Karl Lachmann. Einführung zum Text von Bernd Schirok, Berlin/New York 1999.

Sekundärliteratur

- Bachtin, Michail: *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur*. Aus dem Russischen von Gabriele Leupold. Hrsg. und mit einem Vorwort versehen von Renate Lachmann, Frankfurt a.M. 1987 (stw 1187).
- Bleuler, Anna K.: *Prekärer Zeichenstatus. Alimentäre Objekte in der Literatur des Mittelalters*, in: Glasner, Peter [u. a.] (Hrsg.): *Erzählte Dinge im Mittelalter*, Berlin 2019 [FS Karina Kellermann], S. 71–80.
- Damerau, Burghard: *Prägnante Sujets. Paul Heyse und die Novelle*. Erstveröffentlichung, in: Ders.: *Gegen den Strich. Aufsätze zur Literatur*, Würzburg 2000, S. 94–102.
- Damerau, Burghard: *Vorwort*, in: Ders.: *Gegen den Strich. Aufsätze zur Literatur*. Würzburg 2000, S. 7–8.
- Dicke, Gerd: *Der Friolsheimer, ›Der Hasenbraten‹ (FM 135)*, in: Knapp, Fritz Peter (Hrsg.): *Kleinepik, Tierepik, Allegorie und Wissensliteratur*, Berlin/Boston 2013 (GLMF 6), S. 148–155.
- Grubmüller, Klaus: *Der Tor und der Tod. Anmerkungen zur Gewalt in der Märendichtung*, in: Gärtner, Kurt [u. a.] (Hrsg.): *Spannungen und Konflikte menschlichen Zusammenlebens in der deutschen Literatur des Mittelalters*. Bristoler Colloquium 1993, Tübingen 1996, S. 340–347.
- Grubmüller, Klaus: *Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter: Fabliau – Märe – Novelle*, Tübingen 2006.
- Heiland, Satu: *Visualisierung und Rhetorisierung von Geschlecht. Strategien zur Inszenierung weiblicher Sexualität im Märe*, Berlin 2015 (*Literatur – Theorie – Geschichte* 11).
- Heyse, Paul/Kurz, Hermann: *Einleitung*, in: Heyse, Paul/Kurz, Hermann (Hrsg.): *Deutscher Novellenschatz*. Bd. 1. München [1871], S. V–XXIV, in: Weitin, Thomas (Hrsg.): *Volldigitalisiertes Korpus. Der Deutsche Novellenschatz*, Darmstadt/Konstanz, 2016.

- Heyse, Paul: Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. 5. Aufl. neu durchges. und stark vermehrt. Zweiter Band: Aus der Werkstatt, Stuttgart/Berlin 1912.
- Klein, Wolfgang/von Stutterheim, Christiane: Quaestio und referentielle Bewegung in Erzählungen, in: Linguistische Berichte 109 (1987), S. 163–183.
- Klein, Wolfgang/von Stutterheim, Christiane: Textstruktur und referentielle Bewegung / Text Structure and Referential Movement, in: LiLi 86 (1992), S. 67–92.
- Mauss, Marcel: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Mit einem Vorwort von E.E. Evans-Pritchard. Übers. v. Eva Moldenhauer. Anhang: Henning Ritter: Die ethnologische Wende. Über Marcel Mauss. 3. Aufl., Frankfurt a. M. 1996.
- Reuvekamp, Silvia: Sprichwort und Sentenz im narrativen Kontext. Ein Beitrag zur Poetik des höfischen Romans, Berlin/New York 2007.
- Schlaffer, Hannelore: Novelle, in: Brunner, Horst/Moritz, Rainer (Hrsg.): Literaturwissenschaftliches Lexikon. Grundbegriffe der Germanistik, Berlin 1997, S. 251–254.
- Schubert, Ernst: Essen und Trinken im Mittelalter, Darmstadt 2006.
- Spitz, Leo: Die Metaphorik des geistigen Schriftsinns. Ein Beitrag zur allegorischen Bibelauslegung des ersten christlichen Jahrtausends, München 1972 (Münsterische Mittelalter-Schriften 12).
- Ziegeler, Hans-Joachim: Erzählen im Spätmittelalter. Mären im Kontext von Minnereden, Bispeln und Romanen, München/Zürich 1985 (MTU 87).

Anschrift der Autorin:

Prof. Dr. Anna Mühlherr
Universität Tübingen
Deutsches Seminar
Wilhelmstr. 50
D-72074 Tübingen
E-Mail: anna.muehlherr@uni-tuebingen.de